

WWW.HEULERMAGAZIN.DE

NO. 90 | JULI 2010

heuler

DAS STUDENTENMAGAZIN DER UNI ROSTOCK



SYSTEMFEHLER

TRIAL & ERROR IN DER LEHRERBILDUNG

#03
10

GEFRAGT

Henry Tesch im Interview

GESCHÄRFT









Profillinie für INF

GESCHEITERT

Bildungsstreik am Ende?



INHALT

| UNIVERSITÄT | STUDENTENLEBEN | POLITISCHES | KULTUR |
|--|---|--|---|
| LEHRAMTSPROBLEMATIK 6 |  3 |  5 |  7 |
| ACHILLES VERSE 7 | | | |
|  1 | SELBSTVERSUCH 18 Das Rudern wiederentdeckt | PEER PASTERNAK 26 Interview zur Selbstverwaltung | THEATER ALS INSTITUTION 34 Interview mit Lutz Hagestedt |
| PROBLEME DER LEHRERBILDUNG 8 Interview mit Henry Tesch | PRO/CONTRA 19 | STURA-WAHL 28 Rückblick und Ergebnisse | FASHION & LIFESTYLE 35 Was geht in Rostock? |
| KOMMENTAR 11 | GUTE TATEN FÜR ALLE 19 | DEEP ASTA HORIZON 30 |  8 |
| RINGVORLESUNG 12 Kritik am IDS-System | COPY & PASTE 20 Gesetzliche Grauzonen | ASTA-NEWS 31 | PENCK-AUSSTELLUNG 36 |
|  2 | LADIES FIRST 22 Karriereplanung für Frauen |  6 | DEUTSCHE SPRACHE 36 Back to the roots? |
| BILDUNGSSTREIK 12 Parolen vs. Wirklichkeit |  4 | JOACHIM GAUCK 32 Besuch an der Uni Rostock | SERIE – DEKADE 37 Künstliche Intelligenz |
| MONO-MASTER 16 | STUDIERN IN FERNOST 22 Imagekampagne für Ost-Unis | LHG-NOVELLE 33 Eine Zwischenbilanz | REZENSIONEN 38 Bücher Spiele CDs Video Web |
| | SOCIAL NETWORKING 23 | POLITISCHE BILDUNG 33 Veranstaltungstipps | POSTSKRIPTUM 42 Kolumne Comic Impressum |
| | REFERATSKULTUR 24 Zwischen Kritik und Frustration | | RÄTSELSEITE 43 |
| | HURRICANE 25 Ein Bericht aus dem Dreck | | |

BILDNACHWEIS

- 1 Pressedienst des Kultusministeriums
- 2 3 Paul Fleischer
- 4 Studieren in Fernost
- 5 6 7 Christian Kobsda
- 8 Sophie Lehmann

»IN JURA MUSSTE FAST JEDER GENOMMEN WERDEN«

heuler: Herr Pasternack, Sie haben in einem Interview mit dem Alumni-Magazin der Universität Leipzig über Ihre Zeit in der Studentenvertretung gesagt: »Irgendwie gab es immer Bier beim StudentINNenrat.« Ist das die einzige Möglichkeit, Studenten für ein Ehrenamt zu motivieren?

Peer Pasternack: Nein, dieses »irgendwie« war durchaus so gemeint. Ich weiß nämlich gar nicht, warum immer Bier im StuRa war. Irgendjemand kümmerte sich aber jedes Mal darum. Das heißt nicht, dass da ständig gesoffen wurde. Wir haben damals permanent bis in die Nacht zusammengesessen und irgendwann brachte einen die Müdigkeit dazu, die Arbeit des Tages abzubrechen. In Leipzig gab es in den ersten Jahren nach der Wende dann gar keine Kneipe, die um eins noch geöffnet hatte, dann war es gut, wenn noch Bier da war.

Ende der 80er-Jahre haben Sie mit der politischen Wende an der Universität Leipzig den ersten StudentINNenrat mitbegründet. Wie lief das damals ab?

Wir wussten am Anfang gar nicht, dass wir den StuRa gründen, sondern nur, dass wir die FDJ marginalisieren wollen. Gleichzeitig wollten wir, dass sich die Universität einmischte in die Dinge, die unmittelbar vor ihrer Tür passierten. Wir hatten zunächst gar keine konkreten Vorstellungen. Bei den ersten Treffen waren wir uns dann jedoch schnell einig, dass wir es merkwürdig fänden, wenn vor der Universität ein System zusammenbricht und innen die Strukturen bleiben, wie sie waren. Wir waren uns einig, eine vernünftige Selbstverwaltungsstruktur zu erzeugen, die das einlöst, was die FDJ immer bloß versprochen hat, nämlich alle zu vertreten, unabhängig von ihren politischen Ansichten. Anschließend entwickelten wir sukzessive die Idee vom StuRa. An der Humboldt-Universität in Berlin passierte parallel dasselbe, ohne dass es damals intensive Kontakte gab.

Ein Gespräch mit dem Hochschulforscher Peer Pasternack über die Entwicklung ostdeutscher Hochschulen nach der Wende, die Fehler des Bildungsstreiks und die Gründung des ersten StudentINNenrats in Leipzig.

INTERVIEW: Christian Kobsda und Steffen Eggebrecht

War das gegenüber den Landesregierungen einfach durchzusetzen?

Im November 1989, zwei Tage nach dem Mauerfall, sagte der Rektor der Leipziger Uni: »Der StuRa ist ein Experiment mit Verbindlichkeitsstatus.« Er hatte bemerkt, dass die Akzeptanz des StuRa bei den Studenten größer war als die der FDJ. Der Rektor entschied, dass die Verfügungsgewalt über den so genannten Fonds junger Sozialisten, der Finanzierungsquelle der FDJ, an den StuRa übergeht. Damit war die FDJ ohne Geld. Anschließend gab es natürlich noch eine Urabstimmung, die den StuRa endgültig legitimierte, mit 79 Prozent Beteiligung und 98 Prozent Zustimmung.

Das war damals eine sehr politische Phase. Womit kann man denn heute noch Studenten mobilisieren?

Das Wichtigste ist, die Leute zumindest thematisch dort abzuholen, wo sie ohnehin sind. Zweitens muss man die Möglichkeit zum Wohlfühlen organisieren. Wir wissen aus der Forschung, dass nirgendwo in politischen Bewegungen Leute dauerhaft drinbleiben, die sich dort nicht wohlfühlen. Das ist ein sehr elementares Bedürfnis, das man nicht unterschätzen darf. Ein dritter Punkt ist, die Entlastung von bürokratischem Krempel zu organisieren. Wenn man im StuRa ein Referat übernimmt und sich die Hälfte seiner Zeit nur mit Papierkram rumschlagen muss, ist das extrem demotivierend. Dann macht man

das kein zweites Mal und erzählt auch keinem anderen, dass das Spaß macht. Dann lassen sich für bestimmte Jobs schließlich gar keine Kandidaten mehr finden.

Könnten vielleicht studentische Hochschulgruppen für mehr Engagement sorgen?

Hochschulgruppen fokussieren zunächst einmal Themen. Nach meiner Kenntnis sind jedoch an allen ostdeutschen Hochschulen die politischen Gruppen extrem instabil, das heißt, die existieren häufig zwei, drei Jahre, bis die Leute, die den Kern gebildet haben, die Hochschule verlassen. Dann fällt die Gruppe in sich zusammen, bis sich wieder neue Leute finden.

Der Bildungsstreik im vergangenen Jahr hat enorm viele Studenten mobilisieren können. Wie lange, denken Sie, trägt sich der Bildungsstreik noch?

Hält der denn noch an? [schmunzelt] Studentische Proteste funktionieren immer zyklisch. Typischerweise überleben sie weder Weihnachten noch die Semesterferien. Weiterhin dauert er im Regelfall maximal ein Semester, weil dann die Angst davor grassiert, zu viel an Studien- und BAFÖG-Zeit zu verlieren. Ein studentischer Protest lebt zudem sehr stark vom Fun-Faktor, und der ist in einem politischen Kontext nicht dauerhaft aufrechtzuerhalten. Jede Initiative arbeitet ein gewisses Repertoire ab, wie öffentliche Vorlesungen zu organisieren, Senats-sitzungen zu stören oder zur Privatwohnung des Wissenschaftsministers zu marschieren, was ich aber grenzwertig finde. Das trägt jedoch nur eine gewisse Zeit. Anschließend müsste weit mehr kreative Kraft investiert werden, um die Leute auch bei der Stange zu halten. Da müsste man schon eine Art Animateur einstellen, um das zu leisten. [lacht]

Kann ein Bildungsstreik nur mit einer guten Studierendenvertretung funktionieren?

Bildungsstreiks können natürlich besser funktionieren, wenn es eine gute Studentenvertretung gibt, aber das ist keine notwendige Voraussetzung. Beide Seiten können sich gegenseitig stärken, aber der typische Fall ist, dass solche Initiativen außerhalb der Studierendenvertretung entstehen. Manchmal usurpieren die Studierendenschaften diese Bewegungen und setzen sich an die Spitze, aber häufig bleiben sie bloß ein Akteur unter anderen.

Was sind die typischen Fehler, die Studentenprotesten unterlaufen?

Unprofessionelle Pressearbeit, die Gesprächsverweigerung gegenüber bestimmten Akteuren wie dem Rektor oder der CDU-Fraktion. Weiterhin, dass man nicht unterscheidet zwischen Maximalzielen und pragmatischen Zielen. Viele Protestbewegungen verlieren sich in einem unproduktiven Radikalismus. Sie sollen im Denken natürlich radikal sein, aber im Handeln hat Radikalismus in der Regel zur Folge, dass man sich nicht hundertprozentig durchsetzt und das dann als Niederlage verbucht.



PEER PASTERNAK

wurde 1963 in Sachsen-Anhalt geboren. Er gründete während der politischen Wende an der Universität Leipzig eine der ersten Studierendenvertretungen in Ostdeutschland mit. Pasternack ist seit 2004 Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Sie sprachen die hohen Zahlen an westdeutschen Professoren an. Ist es richtig, dass nach der Wende fast zwei Drittel der Professoren ausgewechselt wurden?

Sechzig Prozent, würde ich schätzen. Es gibt leider keine Statistiken. Allerdings muss man sehen, dass bei den Ingenieurwissenschaften nahezu 80 Prozent der Professoren drin geblieben sind. In der öffentlichen Aufmerksamkeit standen hingegen eher Fächer wie etwa Politikwissenschaft und Soziologie, wo nahezu einhundert Prozent ausgewechselt wurden.

Mussten ostdeutsche Hochschulen durch schnelle Neubesetzung vakanter Lehrstühle nach der Wende mitunter Forscher aus dem Westen nehmen, die qualitativ nicht gerade zur Spitzengruppe gehörten?

Das ist je nach Fach ganz unterschiedlich. In vielen Fächern, wie zum Beispiel Erziehungswissenschaft, Germanistik oder Geschichte, gab es in Westdeutschland einen unheimlichen Stau an Nachwuchswissenschaftlern, die häufig sehr gute Leute waren. Für ihre wissenschaftlichen Karrieren fehlten die Stellen an westdeutschen Hochschulen. Für die war das ein Geschenk des Himmels, in den Osten ausweichen zu können. Die hätten im Westen nie eine Professur bekommen, da sie, bis dort etwas frei geworden wäre, das 51. Lebensjahr überschritten hätten, ab dem man nicht mehr erstberufen wird. Dagegen musste in Jura und Wirtschaftswissenschaften jeder genommen werden, den es gab, es sei denn, es war ein westdeutscher Marxist. Dort war irrsinnig viel zu besetzen, und zudem sind dies Fächer, in denen die akademische Karriere nur eine attraktive berufliche Option unter anderen ist.

Gibt es dadurch einen Zusammenhang zu der schlechten Forschungsreputation der ostdeutschen Hochschulen?

Bei der Reputation, die die Hochschulen genießen oder nicht, kommen mehrere Sachen zusammen. Zum einen eine insgesamt schwächere finanzielle Ausstattung, wodurch sie bloß Durchgangshochschulen oder sogenannte Erstberufungshochschulen sind. Nun ist es aber schwierig für eine Durchgangshochschule, so etwas wie Forschungsreputation zu erwerben, denn für so etwas braucht man relativ stabile wissenschaftliche Belegschaften. Man braucht einige Highpotentials, die dort tätig sind und auch nicht weggehen, sondern eher

andere anziehen. Wenn solche Personen magnetisch wirken, kann das für eine Forschungsreputation sehr wirkungsvoll sein. Das haben aber die ostdeutschen Hochschulen weniger.

Trifft der Begriff der Durchgangshochschule mit Blick auf die Abwanderung von Studenten ebenso zu? In Rostock verlassen viele Studenten die Universität nach dem Bachelor. Sie haben hierfür die Bildung einer »Sondernachwuchszone Ost« vorgeschlagen, die den uniinternen Karriereweg bewirbt und erleichtert.

Alle deutschen Hochschulen rekrutieren stark regional, das heißt, 83 Prozent der Studierenden kommen aus dem Bundesland, in dem die Hochschule liegt, oder einem direkt angrenzenden. An den meisten ostdeutschen Hochschulen kommen nun aber etwa 70 Prozent aus demselben oder einem benachbarten Landkreis. Der Einzugsbereich ist somit viel kleiner. Wer sich aber nicht räumlich bewegt, ist häufig auch sozial unbeweglicher. Diese regional rekrutierten Studenten müssen räumlich wie intellektuell und mental erst noch mobilisiert werden. Wenn dies gelingt, ist der Erfolg jedoch fatal. Die Studenten überlegen sich nach dem Bachelor: Wenn ich mal was Neues kennenlernen will, wann, wenn nicht jetzt? Die Folge ist, dass diejenigen, die für ihren Master dort bleiben, diejenigen sind, bei denen es die Hochschule noch nicht geschafft hat,

»WER SICH NICHT RÄUMLICH BEWEGT, IST HÄUFIG AUCH SOZIAL UNBEWEGLICHER«

sie ausreichend zu mobilisieren. Dieser Negativauslese müsste man nun etwas entgegensetzen, sonst wäre jemand, der Karriere an einer ostdeutschen Hochschule macht, immer nur ein Übriggebliebener. Man muss daher, damit die Leute hier bleiben, Anreize schaffen, sie zu binden. Etwa, indem man Absprachen trifft und Kontakt hält. Indem man sagt: Geh jetzt zwei Jahre nach England und dann komm wieder, und wir sorgen dafür, dass du hier eine Promotionsstelle hast. Man muss Chancen organisieren und diese offensiv kommunizieren. Das gilt übrigens ebenso für den nichtwissenschaftlichen Bereich, wo uns in den nächsten Jahren ein akuter Fachkräftemangel droht.

Vielen Dank für das Gespräch.

1 Foto: Christian Kobscha

Wenn man sich nun, etwa 20 Jahre nach der Wende, die Hochschullandschaften in Ost- und Westdeutschland anschaut, dann gibt es anscheinend immer noch starke Unterschiede. Welche davon halten Sie für die gravierendsten?

Weitestgehend angeglichen sind institutionelle sowie Personalstrukturen, Finanzierungsmechanismen und Rechtssysteme. Die Differenzen, die es noch gibt, haben nichts mehr mit Ost-West zu tun, sondern mit der Zuständigkeit von 16 verschiedenen Bundesländern. Jedoch gibt es eine bestimmte Art von Ost-West-Begegnung an ostdeutschen Hochschulen. Es gibt Lehrkörper, die zu fast hundert Prozent aus Leuten westdeutscher Herkunft bestehen. Zwar sind manche Lehrkörper, etwa in der Medizin oder den Ingenieurwissenschaften, noch hälftig-hälftig zusammengesetzt, aber es gibt an einer ostdeutschen Hochschule so gut wie keinen Lehrkörper, der überwiegend aus Ostdeutschen besteht. Gleichzeitig gibt es eine Studierendenschaft, deren – mit den wenigen Ausnahmen Dresden, Leipzig, Jena und Potsdam – Studenten überwiegend aus der Region kommen. Dadurch kommt es in bestimmten Fächern wie etwa Soziologie oder Politikwissenschaft zu der Merkwürdigkeit, dass eine komplett westdeutsche Professorenschaft eine nahezu komplett ostdeutsche Studierendenschaft belehrt. Eine solche Wahrnehmung drängt sich zum Beispiel besonders auf, wenn man einen Lehrkörper vor sich hat, der komplett unterschiedliche, aber am Ort nicht heimische Dialekte spricht.